

1937

Unser Österreichertum?


Von Heinrich Jillich

Im Februarheft dieser Zeitschrift untersuchte Karl Hoch die Wirkung des österreichischen, besser des Wiener Wesens auf das Gefühl- und Bewußtseinsleben der Siebenbürger Sachsen während ihrer Zugehörigkeit zum österreichischen Staate bis zum Weltkrieg. Für richtig empfinde ich, wenn Hoch bei den sächsischen Historikern bemängelt, daß sie sich in ihren Wertungen Österreich gegenüber vornehmlich von der Ablehnung der einstigen konfessionellen Bestrebungen Wiens lei-

ten ließen, während die Einverleibung Siebenbürgens in den groß-österreichischen Staat im 17. Jahrhundert doch in erster Linie der Wiederanschluß an Westeuropa war. Ja, noch mehr! Da Wien der Sitz des wenn auch schon damals absinkenden deutschen Kaisertums war, österreichische Hausmacht und Reichsgewalt zwar nicht rechtlich, so doch tatsächlich eng beisammen lagen, bedeutete die Einverleibung Siebenbürgens dessen mittelbaren Einfluß in das Deutsche Reich. Nur von dieser Tatsache her ergibt sich die volle Begründung für Hochs kluge Feststellung, daß sich das konfessionelle Renegatentum jener Siebenbürger Sachsen, die dem Wiener Religionsdruck nachgaben, geradezu als national empfand.

In Wien sah unser Volk auch zu späterer Zeit eine Schutzburg Deutschlands. Im Jahrgang 1866 der „Kronstädter Zeitung“ wird der damalige Krieg zwischen Österreich und Preußen als ein Kampf Deutschlands gegen ungerechtfertigte Ansprüche Berlins aufgefaßt. Allerdings bringt das Blatt bald darauf der klein-deutschen Lösung Bismarcks volles Verständnis entgegen, ein Zeichen dafür, daß wir den geschichtlich gegebenen Weg zur stufenweisen Lösung der deutschen Frage in seltener Uneigennützigkeit begriffen. Ich sage, in seltener Uneigennützigkeit, denn aus ihm ergaben sich für das Südostdeutschtum nachhaltige Auswirkungen, für die Siebenbürger Sachsen besonders, daß sie endgültig zu Auslandsdeutschen wurden, für den Staat aber, daß im nächsten Jahre (1867) die Machtteilung in eine österreichische und eine ungarische, innerlich vollkommen selbständige Reichshälfte von den Madjaren durchgesetzt werden konnte — das für das Deutschtum in Ungarn seit seinem Bestehen verheerendste Ereignis. Um nur einiges zu nennen: mehr als 1000 deutsche Volksschulen, alle deutschen Theater bis auf eines verschwanden in Ungarn in den darauffolgenden Jahren, der vielhundertjährige Königsboden wurde zerschlagen und damit dem deutschen Volk Siebenbürgens seine öffentlich-rechtliche Gemeinschaft und jegliche Macht genommen — noch mehr: Hunderttausende von Deutschen in Ungarn wurden entvölkert, durch ein System von Zwang und Lockung zu Madjaren gemacht. Entvölkerung ist für ein Volk schädlicher als die Vernichtung seiner Heimstätten, denn diese kann man aufbauen. Entvölkerung ist schädlicher als die Niedermetzlung des Volkes bis auf ein Zehntel, denn dies Zehntel kann das Volk wieder aufblühen lassen. Entvölkerung ist schädlicher als Steuerungerechtigkeiten, als Abbau der volkseigenen Be-

anten, als wirtschaftliche Bedrängung, als alle ähnlichen Mittel zur **Rein**trächtigung eines Volkes durch ein anderes, denn solche Mittel **sind** vergänglich oder stärken die Selbsterhaltungskraft. Entvölkerung **aber** ist endgültiger Volkstod, ja ist doppelt schädlich, weil jeder Überläufer zum Feind der noch Volkstreuen wird.

Hoch bejaht „vorbehaltlos“ die Lösung von 1867, weil er die von 1866 bejaht. Er stellt zwischen beiden eine Verbindung derart her, als könne die eine nur bejaht werden, wenn auch die andere bejaht wird. **Mag** man 1867 die damals beschlossene Lösung als eine Notwendigkeit betrachtet haben — heute, wo wir die Folgen kennen, kann sie nicht mehr bejaht werden. Es ist zu begreifen, daß Wien ohne binnendeutsches Hinterland zur Aufrechterhaltung des deutschgeführten Einheitsstaates zu schwach geworden war; aber es darf nicht entschuldigt werden, daß es die Machtteilung in einer Weise geschehen ließ, die das deutsche Volkstum in Ungarn völlig preisgab und die deutschen Aufgaben in der östlichen Reichshälfte ebenfalls. Mit dieser Lösung gab sich ja der Staat selbst auf. Man kann also sehr wohl von einer Schuld Wiens und seiner undeutschen Haltung sprechen. Der Staat gab sich auf, weil er einem seiner Völker, und zwar nicht dem, das den Staat geschaffen hatte, eine Vormacht zuerkannte über andere Völker, darunter über Teile desjenigen, das den Staat trug, und damit den übrigen Mitvölkern die Erstrebung gleicher Vorzugsrechte als erreichbares Ziel nahelegte. An einer solchen Lösung mußte Österreich zerfallen. In ihr wie Hoch eine „Synthese“ zu sehen, die sich im Weltkrieg „vervollständigt“ habe, geht gegen mein deutsches Gefühl. Diese „vervollständigte Synthese“ ist an ihren antithetischen Unvereinbarkeiten im Weltkrieg zerplatzt. Hoch bejaht sie, ohne auch nur mit einem Wort ihrer Folgen für das ungarländische Deutschtum, ja nicht einmal für den Königsboden zu gedenken. Wir aber wissen, daß 1867 **Altösterreich** das Todesgift verabreicht wurde, das sich auch ohne Weltkrieg voll ausgewirkt hätte. Österreich konnte nur bestehen, solange es in entscheidenden Dingen deutsch geführt wurde, weil nur so die berechtigten Belange aller in seinem Raum lebenden Völker den Möglichkeiten entsprechend berücksichtigt wurden. **Mag** man 1867 noch geglaubt haben, daß die Ungarn in ihrer Reichshälfte einen gleichen Staatsinn zeigen werden — die sofort darnach gemachten gegenteiligen Erfahrungen bewiesen, daß sie nicht reichhaft dachten und handelten. Und deshalb ist die Lösung von 1867 der schwerste Schlag ge-

gen das Deutschtum des Südoftens und der Anfang vom Ende Groß-
österreichs gewesen.

Was nun Hoch mit dem „Österreichertum“ der Siebenbürger Sachsen meint, so ist ein Gespräch hierüber, ebenso wie die ganze bisherige Betrachtung, ein Gespräch über Vergangenes. Die Sachsen waren als Deutsche kaisertreu, weil es sich anfangs um den deutschen Kaiser und seine Macht handelte, und überdies um den Kaiser, der damals auch für andere Völker dieses Raumes, z. B. Kroaten, Rumänen usw., ein ordnendes Prinzip, eine europäische Idee darstellte, die sich auf alle erstreckte, mochte sie in Westeuropa auch verblaßt sein. Im Osten behielt sie schon aus der Gegensatzstellung zur orientalischen Welt ihre Bedeutung, selbst als es der gute Kaiser Franz, in einer augenblicklichen Notzeit, fertigbrachte, die tausendjährige deutsche Krone abzugeben und sich eine freierfundene österreichische auf das Haupt zu setzen. Wien war für uns, wie für Süddeutschland bis 1866, die nächste deutsche Machtstelle und darum hatte Wiener Leben, auch abgesehen von seiner ungeheueren kulturellen Bedeutung für den ganzen Südoften, stärksten Einfluß auf uns. Die Spuren dieses Einflusses kann man ja unser „Österreichertum“ nennen. Es gab auch andere deutsche Einflüsse auf uns — darin hat Hoch recht — man könnte sogar ein siebenbürgisch-sächsisches „Preußentum“ und in Mediasch ein „Rheinländertum“ entdecken. Sicher ist das eine: unsere Geschichte, jahrhundertlang Teil der deutschen und österreichischen Geschichte, hat unser Wesen mitgeformt. Wir blieben aber immer national deutsch — und deshalb, solange dies sinngemäß war, also bis 1918 — kaisertreu. Niemals sprach ein Sachse von seinem ungarischen König, was sicher geschehen wäre, wenn er die Lösung von 1867 bejaht hätte, ich meine: innerlich und gefühlsmäßig bejaht, denn in Fragen der Gesinnung spricht das Empfinden. Und aus dem Empfinden sprachen wir vom Kaiser und sahen z. B. als Soldaten der im Kriege immer lauter werdenden ungarischen Forderung auf Einführung der ungarischen Heeressprache bei ungarischen Regimentern mit heftigstem Unbehagen entgegen. Nur unsere öffentlichen Beamten sprachen im Dienst vom König, weil sie dazu gezwungen waren.

Die Ablehnung der Folgen von 1867 für das Deutschtum Ungarns wurde von uns nicht mit einer Ablehnung des ungarischen Volkes verbunden. Uns war der Ungar nie unsympathisch, obgleich er im allgemeinen diese Gefühle nicht vergalt. Es ist die Art eines schöpferi-

schen weitverzweigten Volkes mit viel Selbstbeobachtung und sehr alter Geschichte, das Eigenwüchsige bei anderen Völkern zu achten und sogar zu lieben. Daraus ergibt sich ja auch eine deutsche geistige Ausgleichsaufgabe in Europa.

Hoch bejahte das österreichische Staatsgebilde als eine zeitbedingte große Form und kam dabei merkwürdigerweise auch zur Bejahung dessen, was diese Form zertrieb. Möglich, daß er die im Vergleich mit den anderen Deutschen Ungarns günstigere Lage der Siebenbürger Sachsen bis 1918 allein zur Richtschnur seines Urteils macht. In diese kleinsächsische Mausellochwelt können wir ihm allerdings nicht nachfolgen.

All diese Feststellungen sind Geschichtsbetrachtung. Das jetzige Österreich hat keinen wesensbildenden Einfluß mehr auf uns Siebenbürger Sachsen, da sein amtlicher Kurs unserem Volksbewußtsein widerspricht. Unsere Aufgaben sind auch im Rahmen unseres heutigen Staates durch unsere Volksgebundenheit gegeben. An deren Stärke und an unserer volkserneuernden Haltung entscheidet sich unser Bestehen.

✱ ← *Stenograph*

Im Februar veröffentlichte Hoch einen Aufsatz über das „Osterreichertum“ der Siebenbürger Sachsen, zu dem ich mich im Maiheft auf vier Seiten äußerte, vor allem deswegen, weil Hoch die Machtteilung in Österreich 1867 als ausgezeichnete Lösung ausgab, als „Synthese“, die sich im Weltkrieg „vervollständigt“ habe. Ich erklärte demgegenüber, daß die „Synthese“ das für das Deutschtum Ungarns seit seinem Bestehen verheerendste Ereignis war. Wörtlich führte ich aus: „Um nur einiges zu nennen: mehr als 1000 deutsche Volksschulen, alle deutschen Theater bis auf eines verschwanden in Ungarn in den darauffolgenden Jahren, der vielhundertjährige Königsboden wurde zerschlagen und damit dem deutschen Volk Siebenbürgens seine öffentlich-rechtliche Gemeinschaft und jegliche Macht genommen — noch mehr: Hunderttausende von Deutschen in Ungarn wurden entvölkert.“ Ich sagte weiter: „Mag man 1867 die damals beschlossene Lösung als eine Notwendigkeit betrachtet haben — heute, wo wir

die Folgen kennen, kann sie nicht mehr bejaht werden. Es ist zu begreifen, daß Wien, ohne binnendeutsches Hinterland zur Aufrechterhaltung des deutschgeführten Einheitsstaates zu schwach geworden war; aber es darf nicht entschuldigt werden, daß es die Machtteilung in einer Weise geschehen ließ, die das deutsche Volkstum in Ungarn völlig preisgab und die deutschen Aufgaben in der östlichen Reichshälfte ebenfalls. Mit dieser Lösung gab sich ja der Staat selbst auf... Der Staat gab sich auf, weil er einem seiner Völker, und zwar nicht dem, das den Staat geschaffen hatte, eine Vormacht zuerkannte... und damit den übrigen Mitvölkern die Erstrebung gleicher Vorzugsrechte als erreichbares Ziel nahelegte. An einer solchen Lösung mußte Österreich zerfallen. In ihr wie Hoch eine „Synthese“ zu sehen, die sich im Weltkrieg „vervollständigt“ habe, geht gegen mein deutsches Gefühl. Diese „vervollständigte Synthese“ ist an ihren antithetischen Unvereinbarkeiten im Weltkrieg zerplatzt. Hoch bejaht sie, ohne auch nur mit einem Wort ihrer Folgen für das ungarländische Deutschtum, ja nicht einmal für den Königsboden zu gedenken. Wir aber wissen, daß 1867 Altösterreich das Todesgift verabreicht wurde...“ Und schließlich: „Hoch bejaht das österreichische Staatsgebilde als eine zeitbedingte große Form und kam dabei merkwürdigerweise auch zur Bejahung dessen, was diese Form zertrieb. Möglich, daß er die im Vergleich mit den anderen Deutschen Ungarns günstigere Lage der Siebenbürger Sachsen bis 1918 allein zur Richtschnur seines Urteils macht. In diese kleinsächsische Mausellochwelt können wir ihm allerdings nicht nachfolgen.“

In diesen Abschnitten steckt, unbewußt vorweggenommen, auch meine Erwiderung auf die rund dreißig Seiten umfassende Antwort Hochs. So viel Raum benötigt Hoch allerdings nicht etwa um zu beweisen, daß meine Feststellungen über den deutschen Volkstod im Vorkriegsungarn falsch seien, nein, daran geht er auch diesmal, obwohl ich diese Tatsache doch deutlich genug vor ihn hingerrückt habe, vorbei, tatsächlich schweigend vorbei und redet von anderen Dingen. Er bestätigt also meine Feststellungen! Was hätte er auch abstreiten können! Der Kern meiner Stellungnahme ist also, da er ihm nicht entgegentritt, unerschüttert geblieben!

Statt dessen verschiebt Hoch das Thema der Aussprache auf die Frage, ob der Ausgleich von 1867 den Sachsen Siebenbürgens Vorteile brachte und ob er von den Zeitgenossen bestätigt wurde. Ich

habe mich hierüber auch schon geäußert, indem ich schrieb, daß man die 1867 beschlossene Lösung damals als eine Notwendigkeit betrachten konnte, doch dürfe sie heute, wo ihre Auswirkungen klar liegen nicht mehr bejaht werden. Damit ist meine Antwort auf den wichtigsten Teil seiner letzten Darlegung ebenfalls vorweggenommen „Eine Sache sieht“ eben — ich kann da seinen eigenen Worten folgen — „doch etwas anders aus“, wenn man sie nach Jahren betrachtet, als in der Zeitbefangenheit.

Unfaßbar allerdings, daß sich Hoch auch heute, nachdem alles was er als Synthese bezeichnet, an deren Mängeln zusammenbrach davon gar nicht beeinflussen läßt. Er übersieht dabei bewußt, daß der von ihm gelobte Zeitabschnitt bei weitem mehr Deutsche national vernichtete als er in Siebenbürgen schonte, übersieht die innere Unhaltbarkeit des Systems und übersieht, daß auch die Sachsen es nur als günstig bezeichnen konnten, wenn sie den Verlust ihres uralten Freirechts in Kauf nahmen.

Bei der Gesamtbetrachtung aber handelt es sich darum, daß vor 1867 das deutsche Volk im späteren Gebiet Ungarns national unbedroht, ja kulturell und sprachlich werdend leben konnte und in Siebenbürgen ein siebenhundertjähriges Freitum hatte, das auf ungarisches Königsrecht zurückging; nach 1867 hingegen wurde das Freitum beseitigt, die Sachsen damit aller Macht entkleidet, die übrigen Deutschen aber national bis zum Schul- und Gesinnungsverlust beeinträchtigt. Bejaht Hoch diese Zeit dennoch, weil sie die Sachsen gegenüber den anderen Nichtmagyaren immerhin begünstigte, so bedeutet dies die Selbstaufgabe eines durch Gewalt verlorenen Rechts das nach Deak, wie Hoch erwähnt, nur dann endgültig verloren geht wenn man es selbst preisgibt.¹ Mögen die Sachsen keine Möglichkeit zur wirksamen Gegenwehr gehabt haben, mag das Freitum veraltet gewesen sein — eins blieb ihnen: wenigstens nicht auch noch Ja zu sagen, wenn man ihnen ohne sinngemäße Entschädigung und unter Bruch des alten ungarischen Rechts, für das Hoch so viel Reizung zeigt, und gegen klare Versprechungen das Freirecht nahm, das ih-

¹ Deshalb können auch in der Gegenwart die Zusicherungen der Karlsburger Beschlüsse als Rechtsgrundlagen der Minderheitenordnung Ruminiens und unseres freiwilligen Anschlusses von uns nicht preisgegeben werden, es sei denn für eine Rechtsordnung, die jene Beschlüsse in Abseht.

Väter fast dreiviertel Tausend Jahre besessen hatten. Mit dem Ja zu dieser Rechtsbeugung willigt das Volk selbst ein, daß es von der Rolle eines freien Selbstherrn herabgedrückt wurde zum Unterworfenen, der nun sein Schicksal auch seelisch hinnimmt und daran klein werden muß. Gottlob, das Ja ist seinerzeit nicht ausgesprochen worden! Daß manche der Nachfahren es sprechen konnten, macht seine Wirkung auf die Seele des Volkes nicht besser, wenn wir auch Volk und Bekenntnisse von Politikern nicht immer als Einheit auffassen wollen. Wir hören gerade von Hoch, wie weitgespannt das politische Bild und Wollen eines Maager war und daß unser Ideal einst deutsch gewesen und sich auf den ganzen österreichischen Staat ausgedehnt hatte, der vor 1866 Anwärter auf die Führung Großdeutschlands war. Wie eng ist dagegen das politische Bekenntnis, das Hoch rechtfertigt, und das sich neben allem, was den Deutschen Ungarns geschah, auch noch damit abfindet, daß 1867 der breite Strom deutschen Einflusses, der von Wien ständig ausging und das Sein des Südostens bestimmte, abgewürgt wurde. So lange Wien der Mittelpunkt Ostösterreichs war, blieb der deutsche Lebenseinfluß — gleichgültig, ob er ein politischer war, gleichgültig, was die österreichischen Parteien wollten — blieb die wirkende Kraft deutschen Lebens, deutscher Sprache, deutschen Seins auch in Ungarn unzerstört. Mag, nachdem Österreich sein großes binnendeutsches Hinterland verloren hatte, die einzige für Österreich damals mögliche Lösung die von 1867 gewesen sein, so war sie in ihren Folgen doch schlecht, da sie — nochmals sei es wiederholt — anstatt der erhofften Befriedung: 1. das deutsche Volk im Südosten zu vernichten strebte, 2. durch die Behandlung nichtmadjarischen Volkstums in Ungarn alte Spannungen vertiefte, 3. durch die staatliche Bevorzugung der Madjaren alle anderen Völker des Gesamtstaates aneiferserte, ihren Drang nach gleichen Vorrechten zu steigern und damit den Staat zu sprengen. Die Lösung von 1867 vernichtete in der Folge den Großstaat und auch den ungarischen. Welche Tragik dies für die Madjaren selbst bedeutet, ist 1918 deutlich genug geworden. Bejahte jemand früher die Lösung von 1867, so muß er doch wenigstens heute ihre Unzulänglichkeit und ihre für das Deutschtum verheerende Bedeutung erkennen, wobei dem Zwang der Verhältnisse, den Hoch allein gelten läßt, nur bedingte Bedeutung zugemessen werden darf, denn welches Gewicht Verhältnisse haben, kommt auf die in ihnen wirkenden Männer an.

Was wäre aus dem Nachkriegsdeutschland geworden, wenn nicht Männer aufgestanden wären, die den Zwang der Verhältnisse nicht anerkannten! Wer aber, von all den deutschen Verlusten seit 1867 unbeeinflusst, lediglich darnach urteilt, ob es den Sachsen in der ihnen aufgezwungenen völligen Machtentfleidung noch verhältnismäßig gut erging, sollte anderen Deutschen wenigstens nicht den Vorwurf ihrer bedingten deutschen Haltung machen!

Nun übersehe ich nicht, daß Hoch, „gewohnt, die Dinge bei Wahrung freier Kritik in erster Linie vom Standpunkt der (siebenbürgisch-sächsischen) Volksleitung zu sehen“, in seinen Ausführungen bestrebt ist zu zeigen, wie sich die offiziellen politischen Sachsenführer im letzten Jahrhundert und bis 1918 gegenüber Österreich und Ungarn verhielten. Dies zu lesen, ist lehrreich, gleichgültig, ob man Hoch, besonders auch hinsichtlich der großösterreichischen Entwicklung, immer zustimmt und ob er, was ich bezweifle, stets als Sprecher seiner Zeitgenossen gelten darf; bemerkenswert sein Bekenntnis zum ungarischen Staatsrecht, an dem die Madjaren selbst in Jahrhunderten völliger Hoffnungslosigkeit festhielten, anders als die Sachsen an ihrem Freirecht. Indem Hoch den politischen Anschauungswandel von der Wette Maagers bis zur kleinsächsischen Wohlfahrtsbescheidung darstellt, gibt er eine Rechtfertigung, deren diese Entwicklung ja bedarf. Es gibt eine Philosophie der Realpolitik, die sich, weil nur opportunistisch, mit der Zertrümmerung ererbter Selbständigkeit abfand, sie sogar bejahte und bei verringerten Ansprüchen zur Zufriedenheit am eigenen Herde gelangte und sich in solcher Genügsamkeit nicht stören ließ, wenn der Bruder vor dem Tore seine Kinder an Volksfremde verlor. Nimmt man diese Bescheidung hin, so hat Hoch mit dem Nachweis recht, daß die Zeit vor 1918 den Sachsen günstig war; er zeigt, wie sie, von madjarischer Siedlungsnachbarschaft kaum bedroht, durch das ungarische Wahlrecht gefördert, im Besitz eigener Schulen und der örtlichen Ämter — man kann hinzufügen: im Staatsrahmen mitteleuropäischer Lebensauffassungen — wie auf einer gesicherten Insel lebten; er zeigt, daß dies erst nach zwanzigjährigen Kämpfen erreicht wurde, in denen die Erinnerung an die sächsische Selbstverwaltung versank, und daß die Madjaren dabei allmählich im Vorhandensein der Sachsen inmitten der rumänischen Mehrheit Siebenbürgens eine staatspolitische Bedeutung erkannten und wir davon Nutzen hatten. Dies sind durchaus gewichtige

Gesichtspunkte, aber sie können allein kein Urteil über den Wert der Lösung von 1867 bestimmen, außer wenn man die größeren Zusammenhänge und die deutschen Verluste jener Epoche nicht beachten will.

Wenngleich eine solche Bescheidung für uns kein Beispiel sein kann, ist sie doch Abbild ihres Jahrhunderts. Die Männer, die so dachten, waren der Zeit verhaftet, wollten aber zweifellos das Beste für die Sachsen, wie sie es auffaßten. Es kommt ja immer darauf an, welche Vorstellung eine Zeit und Führerschaft vom Lebensinhalt des Volkes hat, welches Ideal ihnen vorschwebt.

Bei dem vollen Bekenntnis Hochs zu jener Zeit fällt die bei ihm bemerkbare, über das Realpolitische hinausreichende gefühlsmäßige Zustimmung auf, die erst die sächsische Verengung zu einem Ideal, zur Synthese macht. Dieser Gefühlston wird wohl nicht eine Nachwirkung des sächsischen Pfarrhauses sein, dem Hoch so viel Einfluß auf sich zuschreibt, sondern seines Komitatsbeamtentums, das einen Denker zu besonders gewichtigen Bekenntnissen veranlaßt haben mag. Vielleicht ist dieser Ton bloß von der wehmütigen Erinnerung an die gute alte Zeit hervorgerufen worden, da er doch 1919 in Mediasch bei keinem Zeitgenossen Hochs erklang. Wer vom Wert des damals Zusammengebrochenen seelisch überzeugt war, hätte auch in ernster Zeit den Drang gehabt, dafür einzutreten; für das als volksnotwendig Erkannte stirbt man. Da dies nicht einmal in unwörtlichem Sinne versucht wurde, wird Hochs Deutung der sächsischen Anschauungen vor 1918 einige Einnendungen wohl erforderlich machen. Es war vorwiegend seine Generation, die sich in Mediasch freiwillig von der „vervollständigten Synthese“ abkehrte, an der sie nach Hoch gegangen und zu der sie sich bekannt hatte. Wie Hoch meint, hatte sie sich nicht nur ausschließlich zum ungarischen Staat, sondern auch zu dessen Staatsrecht und nie zum Staatsganzen bekannt. Das wird man wohl bestreiten dürfen, 1. weil ihre politischen Bekenntnisse nicht anders lauten konnten, ohne die Staatsmacht herauszufordern, 2. weil niemand von den Sachsen, auch Hoch nicht, einen unabhängigen Staat Ungarn mit Ausschluß Österreichs jemals in Erwägung gezogen und erwünscht hat. Das sächsische Volk, staatsrechtlich unbelastet, sprach immer vom Kaiser, nie vom König, war magyarischen Ansprüchen gegenüber höchst empfindlich und hatte kaum eine seelische Beziehung zu Budapest, wohl aber zu Wien; es lebte in der

Gesamtheit der Monarchie und geistig näher an Österreich, mögen die Politiker nach Hoch seit 1867 immer nur Ungarn und „nie“ (!) den Gesamtstaat in ihren Bekenntnissen gemeint haben. In eine Trennung der Reichshälften hätten wir nicht freiwillig eingewilligt. Und auch darum war unsere Staatsstreue selbstverständlich. Hoch macht sich zum Wortführer der Madjaren, wenn er einen „berechtigten“ (!) Anlaß zur Bezweiflung unserer Treue darin sieht, daß jemand von uns das ungarische Staatsrecht nicht unterschrieben hätte. Das Blut, das die Sachsen für Ungarn, wo die Madjaren bevorrechtet waren, für Österreich und für das Deutschtum im Krieg opferten, ist beweiskräftiger für ihre Treue als philosophisch-politische Bekenntnisse. Als Ungarn durch die Unabhängigkeitserklärung seine Ziele erreicht hatte und im gleichen Augenblick natürlicherweise außerstande war, sich selbst zu behaupten, war unsere Treuepflicht zu Ende, denn Treue kann nur verlangen, wer sie hält. Unser weiteres Schicksal, nicht unbeeinflusst von der Nachwirkung früherer Verluste, ist schwer genug. Davon zu sprechen, übergreift unser Thema, aber die vollständige Wandlung der Verhältnisse erbrachte eines: neben dem nationalen Erwachen der Schwaben, neben dem Neuaufleben ihres deutschen Schulwesens, ein wieder erweitertes deutsches Schauen und Verpflichtetsein, das Ende kleinsächsischer Bestimmtheit, und dies soll trotz vieler Verluste nicht übersehen werden, denn es ist der Geist, der Völker schafft.

Ich habe noch einiges über die Methode zu sagen, die Hoch in seinen Ausführungen mir gegenüber anwendet. Ich erwähnte schon, daß er die von mir aufgeworfenen Tatsachen, die zur Urteilsbildung Deutscher über den Wert der Lösung von 1867 und ihrer Auswirkung herangezogen werden müssen, nicht zu beachten geneigt ist und sich vornehmlich auf politische Bekenntnisse der Vergangenheit stützt, die allerdings die seinen sind. Er tut dies, um nach langen Ausführungen auszusprechen, daß meine „Darstellung der siebenbürgisch-sächsischen Stellung zum ungarischen Staat allen unseren politischen Lebensäußerungen von 1867, aber insbesondere von 1890 bis 1918“ widerspreche.

Der Sinn einer völkischen und geschichtlichen Entwicklung ist wichtiger als ihre zeitläufigen Auslegungen. Eine Epoche kann nicht richtig beurteilt werden bloß nach den Bekenntnissen von Politikern, die aus äußeren Gründen meist nicht anders sprechen konnten.

als sie eben sprachen. Mir war es wohl bekannt, wie die politischen Lebensäußerungen der Sachsen vor 1918 lauteten, und Hoch lehrt mich durchaus nichts neues. Was ich aus der Entwicklung des Südostens zu erkennen suche, ist der große deutsche Vorgang, der sich seit dem Beginn des letzten Jahrhunderts abspielte. Dabei kann ich mich nicht auf Vorkriegsbekenntnisse verlassen noch auf Hochs Meinungsgeschichte. Ich habe den Sinn zu suchen! Dabei stehe ich nicht allein, sondern in der Reihe von Männern, die sich nach langen Zeiten teildeutscher Geschichtsbetrachtung heute um eine zusammenfassende deutsche Geschichtsschau bemühen. Hoch zog, bestrebt mich auf Irrtümern festzunageln, auch meinen Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ heran, der allerdings nicht die Aufgabe hat, den Anschauungswandel kleinsächsischer Politiker zu schildern, sondern das deutsche Schicksal im Osten als einen Lebensvorgang des ganzen deutschen Volkes und den Untergang einer großen deutschen Ordnung des Südostens, eben Österreichs Zerfall. Daß mir dies — vom Dichterischen hier abgesehen — nicht mißlang, glaube ich auch daraus erkennen zu dürfen, daß der bedeutendste deutsche Geschichtsdeuter unserer Zeit das Buch mit Erschütterung las. Auch die Zustimmung sächsischer Historiker fehlte nicht. Dichtung hat den Sinn eines Vorgangs, dessen Mythos, zu gestalten, der länger lebt als die Geschichte und das Geschichtswissen. Der Sinn aber liegt nicht im landläufigen und zeitgebundenen Bekenntnis.

Als ich das Buch schrieb, wollte ich ursprünglich eine Figur einfügen als Abbild des offiziellen sächsischen Politikers vor 1918. Ich unterließ es, weil ich die Gestalten des Romans nicht vermehren wollte und weil ich ohnehin die Ansichten jener Politiker immer wieder, allerdings in der Beleuchtung solcher Gestalten wiedergab, die mir für die Sinndeutung der gestalteten Epoche wichtig waren. Hoch konnte also aus dem Buch erkennen, daß mir seine Gedankenwelt nicht fremd ist. Ich glaube, daß ich dabei auch den Sinn des siebenbürgisch-deutschen Schicksals nicht verzeichnet habe, das keineswegs Hauptstoff des Buches ist — was nach dem Erscheinen des zweiten, der Nachkriegszeit gewidmeten Bands noch deutlicher werden wird —; ich glaube dies auch deshalb, weil mir viele Äußerungen von Sachsen zukamen, die ihr Erlebnis in meiner Welt gestaltet fanden, was kaum möglich gewesen wäre, hätten alle Sachsen das Bekenntnis Hochs.

Hoch benützt sowohl meinen Maiaufsatz als meinen Roman dazu, um sich daraus Äußerungen zu entnehmen, die er nicht immer richtig auslegt. Bei diesem Verfahren kommt er zu dem absurden Schluß, in mir einen Schwarzelben von anno 1850 zu entdecken. Ihn verführt dazu seine Lust, Ansichten anderer in jene geschichtlichen Fächer einzureihen, die er sich im Laufe der Jahre angeeignet hat. Er vermag nichts zu entdecken, ohne dafür eine Entsprechung in früheren Zeiten ausfindig zu machen. Ich bin überzeugt, daß er keinen Flieger zu sehen vermag, ohne an Ikarus zu denken, und er wird kein Stedenpferd vorreiten, ohne vorher über das trojanische Pferd zu sprechen. Diese Neigung wird nicht fruchtbarer, wenn er gar Äußerungen meiner Romangestalten, so oft es ihm paßt, als meine eigenen Überzeugungen hinstellt, ohne daß dazu eine Veranlassung vorliegt. Er sieht z. B. in mir einen Anhänger Franz Ferdinands — als er starb, war ich 16 Jahre alt! — und dabei erklärt er zwar, man wisse nichts Zuverlässiges über dessen Pläne, lehnt ihn aber doch kräftig ab, nicht ohne mir Enge des Geschichtsbildes gerade bei dieser Gelegenheit vorzuwerfen.¹ Es ist schon bes-

¹ Um einen Einblick in die hier nur aus Meinen und Raten bestehende Methode Hochs gegenüber einer geschichtlichen Gestalt zu geben, möge man seine Äußerungen über Franz Ferdinand nachlesen und dann die folgenden Zeilen, die der Mitarbeiter des Erzherzogs, der spätere Feldherr Carl von Baudouin, ein durchaus deutscher, in dieser Gesinnung auch heute bewährter Mann, in seinem Buch „Deutsch-österreichisches Soldatentum im Weltkrieg“ Verlag Eugen Diederichs in Jena, schreibt: „Dieses Deutschtum war nach 1804 und besonders nach 1866 anders geartet als vorher. Es war nicht mehr das des Oberhauptes des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, sondern das des österreichischen Kaisers und hatte damit eine eigenartige Prägung angenommen. Es war wohl auch jetzt noch die Stütze fürs Ganze, konnte sich aber nicht in einen betonten Gegensatz zu den übrigen Nationen der Monarchie stellen. Trotzdem blieben der alte österreichische umgewandelte Kaisergedanke und dieses Deutschtum die großen Klammern für die Einheitlichkeit der alten Wehrmacht, an der deshalb der alte Kaiser und der Thronfolger Franz Ferdinand nicht rütteln lassen wollten. Franz Joseph stieß in diesem Kampfe allerdings an Grenzen, die politische Zwangslagen mit sich brachten, und an die Schranke seiner Bindungen gegenüber beschworenen Verfassungen. Franz Ferdinand war von eiblichen Fesseln noch frei. Um die Monarchie solange als möglich erhalten zu können, war der leitende Gedanke seiner Politik für die künftige Führung der Monarchie deren Umbau von Grund aus. Er wollte ihre Zentralisierung in möglichst weitgehendem Maße bei strengster Zentrall-

fer, wenn sich Hoch an meine Auffäge hält, allerdings sollte er auch da nicht so weit mißverstehen, daß er behauptet, ich sei geneigt, die sächsischen konfessionellen Überläufer des 18. Jahrhunderts mild zu beurteilen, weil sie sich, nach Hochs eigener Feststellung, national gerechtfertigt glaubten. Nein, ich bin wie er der Ansicht, daß sie sich nach der Macht drehen.

Jede Zeit findet ihre Rechtfertiger. Jede Generation sieht ihre Taten als notwendig, aber erst die Späteren werden sie sinnhaft und in ihrer Bedeutung angesichts der Vergangenheit und der Zukunft erfassen. Diese Sichtung gehört auch zu den Aufgaben der Dichtung. Die Darstellung, die Erwin Wittstock in seinem Roman „Bruder, nimm die Brüder mit“ der Enteignung der Siebenrichterswaldungen widmete, trifft im Einzelnen nicht immer zu, die sächsischen Politiker handelten nicht so wie seine politische Hauptfigur, und doch hat er Recht, denn er machte den Sinn des Ereignisses klar. In meinem Roman konnte ich auf eine offizielle sächsische Politiker-gestalt der Vorkriegszeit verzichten, weil sich deren Ansichten ebenso wie das landläufige Meinen der Zeitgenossen in dem Wachsen eines jungen Geschlechtes widerspiegeln und dem Sinn der Epoche gegen-

sierung alles dessen, was die Erhaltung eines voll verteidigungsfähigen Großstaates notwendigerweise zur Voraussetzung haben mußte. Unter diesen Voraussetzungen stand die Wiederherstellung der völligen Einheitlichkeit der Wehrmacht obenan. Eine der wesentlichsten Grundlagen hiefür sollte die einheitliche deutsche Dienst- und Kommandosprache, ebenso wie die deutsche Staatsprache in dem ihm vorschwebenden Großösterreich bilden. Eine Sprache ist aber nur das Mittel zum Ausdruck des sie beherrschenden Geistes. Die zentralistische Führung Großösterreichs wäre also dem Geiste nach deutsch gewesen im Sinne des österreichischen Kaisergedankens, und der Kaiser aus dem Hause Habsburg-Lothringen — einen König von Ungarn im dualistischen Sinne hätte es nicht mehr gegeben — wäre deutsch, dem Stamme nach österreichisch, politisch nach wie vor international, schwarzgelb gewesen. Ohne eine solche verfassungsmäßige Vorzugsstellung des Deutschtums in der Führung war nach der Auffassung Franz Ferdinands eine Föderalisierung der Monarchie unmöglich.“

Hoch schreibt, es hätte kein vernichtenderes Verdikt das von Franz Ferdinand vertretene — er meint: slawenfreundliche — System treffen können, als die Slawenkugel, der der Erzherzog zum Opfer fiel. Wie nennt Hoch das Verdikt, das 1918 die Geschichte, eine wohl maßgebendere Richter-in als ein Attentäter, vor dem kein Hochgestellter sicher ist, über sein System fällt?

übergestellt werden, aus der das junge Geschlecht entwuchs in ein Schicksal hinein, das nach langen Jahrzehnten letzten Einsatz bis zum Blut forderte. In d e m Brand wurde manches verzehrt und vieles neue geboren.

Über das eigentliche Streitthema, nämlich darüber, ob die Lösung von 1867 zu bejahen sei, gibt es zwischen Hoch, dem letzten kleinsächsischen Denker, und mir keine Einigung. Unsere Frage aber entscheiden zu wollen, indem man festzustellen trachtet, ob es den Sachsen heute schlechter ergeht als vor 1918 oder nicht, hieße ein Thema anschneiden, das hier nicht gestellt ist, wo mit Hochs Zustimmung eine a b g e-~~XXXX~~ s c h l o s s e n e Epoche gewertet wurde; es würde überdies auf zahllose Einzelfragen unserer Aussprache zurückführen, außerdem eine Klärung darüber erforderlich machen, welche Zeit als Ausgangspunkt der Betrachtung gewählt werden soll, und schließlich die wichtigste, schon behandelte Tatsache nochmals berühren: die Unhaltbarkeit der Lösung von 1867, die auch ohne Weltkrieg zerbrochen wäre.

Ref 12/1937, Seite 442-452



Deutsches Volk und Buch in der Welt

Von Heinrich Zillisch

In der Zeitschrift „Das Innere Reich“ erschien vor einigen Monaten ein von Hans Grimm eingeleiteter Aufsatz Kurt Woermanns über die Bedeutung Afrikas für die Machtbehauptung der weißen Rasse. Dieser Aufsatz hat mich seither immer wieder beschäftigt, weil er mit Schärfe und Klarheit eine Frage anschnidet, die das Schicksal Europas und seiner Menschen entscheiden wird.

Woermann führt aus, daß der Besitz Amerikas der Schlüssel für die Stellung der Europäer in der Welt geworden sei, während die Schlüsselstellung für die Zukunft in Afrika liege, um dessen Besitz Europäer und Asiaten ringen werden. Das Leben der Völker sei ein Kampf um den Raum. Auch wertvolle Völker ohne Raum sinken

von Kultur- zu Kultivölkern herab. Die europäischen Völker nun, die heute Afrika vorwiegend bestimmen, Engländer und Franzosen, sind zu menschenarm, um auf die Dauer ihre staatliche Macht über den schwarzen, wenig bewohnten Erdteil aufrechtzuerhalten, weil gegenüber den eindringenden asiatischen Massen nur die Ansiedlung weißer Menschen Europas Vorherrschaft sichern kann. Wenn Woermann nun nachweist, daß die jetzigen Beherrscher Afrikas im Selbstbehauptungskampf Europas gegen Asien, der in Afrika entschieden wird, der Kräfte des deutschen Volkes auf die Dauer nicht entraten können, so tritt zweierlei in Erscheinung, einmal die Schicksalsverbundenheit aller europäischen Nationen, für deren Weltbedeutung die großen und schöpferischen Völker unseres Erdteils verantwortlich handeln, und zweitens die Aufgabe, die den Deutschen hier erwächst, aber ihnen an anderen Stellen von der Geschichte auch schon früher immer wieder gestellt wurde, die Aufgabe: für das Werthafte zu stehen.

Ist aber nun wirklich in der Vorherrschaft der weißen Rasse in der Welt ein Wert zu erkennen, ist die weiße Macht nicht nur eine Kette von Grausamkeiten zum Schaden anderer Rassen? Schon diese von Europäern selbst aufgeworfene Frage, die einem für sein Volk streitenden Nomaden so fern liegt wie uns eine Lebensordnung, die sich auf Mord und Beute aufbaut, zeigt, daß hier hinter den Grausamkeiten, die jeder Kampf miteinschließt, jenes Bewußtsein für Recht und Werte wirkt, das Herrschaften erst dauerhaft macht. Woermann spricht eine Wahrheit aus, wenn er feststellt, daß es sogar von den Afrikanern aus gesehen fraglich erscheint, ob es nicht grausamer ist, sie mit den asiatischen Völkern in Afrika sich selbst zu überlassen, „als die afrikanischen Völker samt etwaigen Millionen asiatischer Einwanderer durch ein zahlreiches, lebenskräftiges, staatlich gut organisiertes afrikanisches Europäertum zu beherrschen, das heißt in menschlicher Ordnung zu halten“. Und Hans Grimm weist darauf hin, daß „das Herrrentum des weißen Mannes in der Welt nach bösen Sünden dennoch seinen Segen dadurch bekam, daß das Rechtsgefühl alle Gefühle immer wieder überwand und daß das Rechtsgefühl die Rechtsicherheit verlangt und schließlich herbeizwingt gegen die Gewalt, gegen den eigenen Nutzen und gegen die Klügelerei des Formalrechtes“. Dieses „innere Reich“ des weißen Mannes ist es, wie Grimm ausspricht, was seine Herrschaft werthhaft mache und ihn zur „impe-

rialen Aufgabe der Seele" führe, deren stärkster Vertreter in der Welt heute England sei. Noch aber habe England nicht erkannt, daß es bei dieser Aufgabe im Namen aller europäischen Völker handle und Genossen brauche. Solche Genossen sind — es sei wiederholt die großen europäischen Völker in erster Linie, und unter diesen vor allem das deutsche.

Damit sind wir zum andernmal an die Aufgabe gestoßen, die dem deutschen Volke seit jeher übertragen war: für einen allgemeinen europäischen Wert zu stehen. Die großen Ordnungsideen des deutschen Mittelalters, der nie abgebrochene Kampf gegen die Anarchie und Drohung des Ostens, die Erweckung der unbewußten weißen Völker im östlichen Europa für den europäischen Sinn — das sind die Wegsteine der vom deutschen Volke unter unsäglichen Mühen verwalteten und — wer darf es leugnen? — mitunter auch vergessenen Aufgabe. Die deutsche Tragik, die bei der Erfüllung der Aufgabe oft hervortritt, liegt darin, daß unser Volk politisch mehrmals dort versagte, wo es instinkthaft zu großen Taten angelegt hatte.

Wird dies erkannt, so muß zugleich festgestellt werden, daß sich die deutsche Wachtaufgabe gegen die Anarchie des Ostens fast in jedem Falle gegen stärkere Gegner richtete, als sie Englands Vordringen im Bereich asiatischer, afrikanischer und indianischer Stämme vorfand. Was ferner bei England Herrschaft im klaren Wortsinne ist, wurde in der deutschen Ostgeschichte immer mehr Aherzengung und Erweckung von Bundesgenossen anderen Volkstums für Europa. Das deutsche Volk erweckte europäische Völker zu sich selbst und machte sie frei — auch von der deutschen Herrschaft —, es schuf Europa, das viel von seiner geistigen Fruchtbarkeit verlore, wenn ihm die schöpferische Spannung verschiedenen bewußten Volkstums nicht eine ewige Kraftquelle böte.

Augenblicklich stehen wir in einem geschichtlichen Zeitpunkt, wo die schöpferische Spannung durch gegenseitige Feindschaften gestört ist, wo das „völkisch-europäische“ Denken noch nicht überall durchdrang, selbst bei den großen Kulturvölkern unseres Erdteils nicht. Aber wenn das erdteilhafte Denken nicht siegt — und es ist nur über den Weg der Achtung vor jedem Volkstum möglich — so wird die kommende Auseinandersetzung mit den Asiaten für uns verloren sein. Die europäischen Völker sind nicht gleichartig und gleichbefähigt; die

europäische Ordnung wird von der Engherzigkeit mancher Nationen gestört, die sich, wenn sie dabei beharren, wider Europa versündigen und die Folgen davon selbst erleiden werden. Solcher unschöpferischen Spannungen wegen ist Europa noch eine Verheißung, so mächtig sein Sieg durch die Kraft der europäischen großen Völker über die Welt auch sein mag.

Der Sieg konnte nur dadurch gewonnen werden, daß das deutsche Volk den Rücken der europäischen Welterobererstaaten gegen den Osten deckte, den Osten verwandelte, seine Drohungen abwies, seine Werte infiltrierte und der europäischen Kultur sinngemäß zuführte. Durch diese Leistung — die man dem deutschen Volk der Dichter, Denker, Erfinder und Soldaten auch sonstwo zuerkennt — ist es der Mithelfer dafür geworden, daß der weiße Mann und seine Lebenswerte entscheidend wurden für alle fünf Erdteile.

Blicken wir nun — und darin liegt das Thema dieses Aufsatzes — von den weltbestimmenden Zusammenhängen auf die innere Lebensspannung zurück, die bei solcher Sendungsweite notwendig auch im deutschen Volkskörper schöpferisch oder störend am Werke war, so tritt, neben den deutschen kommenden Aufgaben im Behauptungskampfe der europäischen Völker in der Welt, die deutsche Tragik und Leistung im europäischen Osten atemraubend vor uns hin. Der europäische Osten war für das deutsche Volk Land der Bewährung als Kulturvolk. An zwei Erscheinungen läßt sich dies nachweisen, an der Geschichte der deutschen Ostsiedlungen und an den Wegen, die deutsches geistiges Schaffen in Form des Buches im Ausland nahm, so wechselnd auch ist, was im Laufe der Geschichte als Ausland bezeichnet wurde. Auf all diesen Wegen werden wir erkennen, daß gesamtdeutsches Volksbewußtsein die Voraussetzung dafür ist, daß Wert und Bedeutung des deutschen Volkes als einer der mächtigsten Stützen der weißen Menschheit blühen. Mit dem Fall des deutschen Volkes wäre die Anarchie des Ostens — heute heißt sie Bolschewismus, einst hieß sie Tataren oder Türken, und morgen wird sie vielleicht anders heißen — siegreich auf dem ganzen Erdteil.

Am gesamtvölkischen Bewußtsein des deutschen Volkes entscheidet sich also Europas Schicksal hier und in der Welt!

Wir Deutschen haben den Sinn des völkischen Daseins niemals nur darin erblickt, Macht zu suchen. Schon durch unsere Frühzeit geht ein Drängen nach Ideen, die allgemeine Gültigkeit haben, weltordnend und gottverpflichtet sind. Darin liegt die schöpferische und oft tragische Größe unserer Geschichte; daraus wuchs die Kraft, aus dem Alltag ins Übersinnliche emporzuschwingen, kühn zu planen und zu stehen; darin äußert sich das Gefühl der Mitverantwortlichkeit für den Lauf der Welt, das uns nie verläßt und uns nötigt, unser Wissen freiwillig und unbelohnt andern Völkern zu übertragen; aber zugleich — seltsamer Widerspruch! — ist damit unsere Fähigkeit verbunden, das Begrenzte zu lieben und zu ordnen.

Der Widerspruch erklärt sich daraus, daß dieses Volk, dessen Seele dem großen Traum immer offen bleibt, mit der Weite solcher Anlage auch die kleine Welt umgreifen muß. Räumlich und geschichtlich gesprochen: neben die ungeheuere Idee des Reiches, die im Mittelalter von den Deutschen aufgefaßt wurde als der oberste Ordnungsbe- griff der Welt, rückten sie wie aus einer Notwehr der Seele, gleichsam um nicht ins Gestaltlose hinausgeschleudert zu werden, die bei wenigen Völkern so stark ausgeprägte Liebe zur Heimat, zum Sichtbaren, zum Haus und Garten. Das Volk, das am leichtesten hinauswandert über die Erdteile und am besten fremde Wildnis rodet, dessen Kaiser über den Völkern die Welt zu formen suchen, es ist auch das Volk, das im Heimatlichen versinken konnte, sich selbst darüber vergaß und in Teile und Teilchen zerfiel, die sich zerfleischten.

Um einen sinnvollen Ausgleich dieser beiden Anlagen rangen wir, seitdem uns ein solches Seelengesetz in die Weltgeschichte gestellt hat. Die heimatvergeßene Großartigkeit mancher Römerzüge, die rück- sichtslose Jenseitigkeit mancher Denker und die volksgefährliche Welt- brüdererei mancher deutscher Zeitverbesserer sind Auswirkungen der einen Anlage, wenn sie sich vom Heimatlichen zu weit ablöst. Klein- staaterei, Fürstenengherzigkeit, deutsche Binnenkämpfe, Mangel an Wissen um die allgemeinen Volksdinge, ja das Fehlen einer wirklich deutschen und nicht teilstaatlich verzerrten Geschichtsschreibung und in niedrigem Bereiche Spießbürgertum und Kriecherei waren Aus- wirkungen der anderen Anlage, wenn sie sich nur an das Zunächst- liegende wandte. In beiden Fällen führte die Einseitigkeit zur Blind- heit für gesamtdeutsche Fragen, und diese hat viele Provinzen auf- geopfert, hat noch im letzten Jahrhundert den Keim dazu gelegt, daß

der deutsch geführte Raum Mitteleuropas verloren gehen mußte, und sogar dazu geführt, daß Millionen Deutsche bis heute nicht wissen, welch großes Gebiet Europas noch zur Zeit ihrer Väter deutscher Bestimmung unterstand.

Nach solchen Verlusten läßt uns ein Rückblick in vergangene Jahrhunderte erschauern vor der Kraft unseres Volkstums, das einst bis nach Rußland hinein Siedlung neben Siedlung baute. Im Norden, in England, lagen die hanseatischen Handelsniederlassungen herrschaftsführend. Nach Skandinavien, an den baltischen Küsten, in die fennoskandische Ebene zogen die deutschen Händler, mehr Ritter als Krämer. In den Osten zogen die Burgenbauer, die Städtegründer und Krieger. Sie trugen ihr Recht mit sich als unantastbares Gut. So groß war damals die europäische Achtung vor deutschem Können, daß es niemand gewagt hätte, Deutschen, wie es heute mancherorts geschieht, ihr Recht zu nehmen. Nein, damals war ihr Recht umfassender als das der fremden Umgebung und blieb allen heilig. Es schuf in Polen und im Baltischen Land, in Böhmen und Ungarn Stadt neben Stadt, es begründete in der Staufenzzeit das deutsche Freitum in Siebenbürgen, das länger als ein Halbjahrtausend Europas Schutzwall gegen östliche Angriffe war und im Türkensturm anderthalb hundert Jahre im Rücken der feindlichen Heere unerstürmt blieb.

Diese Siedlungen bestanden aus eigener Kraft als geist- und gesittungsspendende Mittelpunkte großer Ländereien, sie schufen sich staatsähnliche Freitümer und Stadtherrschaften. Die Anlage zur Weite, die sie hinausgedrängt hatte aus dem deutschen Staatsbereich, einte sich mit der Treue zur neuen Heimat und gewährleistete deren Blüte inmitten fremden Volks als europäische Wachtposten. Diese Siedler waren keine Abenteurer, nicht elendgetriebene Knechte, wie man mitunter behauptet. Knechte und Flüchtlinge gestalten nicht einen halben Erdteil geistig um, befruchten nicht Könige und Höfe und bauen alle Städte des Ostens, schaffen das Handwerk nicht und die Kriegskunst der Festungen, Schulen und Hochschulen. Nein, es war unsere sendungshafte Auswanderung in den Osten. Nicht zufällig heißt es in den Urkunden einer der stärksten Siedlungen, daß sie *ad retinendam coronam* angelegt wurde.

Ein göttliches Können und Sehnen, ein dienstbares Herrmentum und demütiges Gestellsein unter das Gebot des Schicksals, das sie

gerufen, erfüllte die Siedler. Die Völker des Ostens wären nicht wach geworden und zu dem, was sie heute sind, weder Polen noch Tschechen, Ungarn, Batten oder Esten, hätten sie nicht aus deutscher Hand das Werk gelernt, das sie aus Eigenem noch nicht zu leisten vermochten, und hätten sie nicht selbst die deutschen Lehrmeister gerufen.

Niemals aber ist die Leistung der Siedler vom Mutterland und seinen Staatsmächten ganz begriffen worden als größte der damaligen politischen Möglichkeiten der Deutschen. Gewiß, Wiens Vorstoß in der nie mehr gegebenen günstigsten Stunde bis in den Südostbug der Karpathen war ein mächtiger Schritt dazu, aber er scheiterte letztlich an dem eigenen und an dem Unvermögen des Binnendeutschtums, gesamtdeutsch zu handeln oder solchem Handeln nicht in den Rücken zu fallen. Ja, noch mehr. Zur selben Zeit, wo nach den Türkenkriegen nur deutsche Herrschaft im Südosten Bedeutung hatte, wo sich der Südosten noch entleert von Menschen dehnte und in Deutschland die zweite große Auswanderungswelle zu fluten begann, gelang es bloß einen Teil davon in den Osten zu lenken. Weit-sicht schuf damals in der Bukowina, im Banat, in der Batscha und in der Umgebung von Budapest deutschen Volksboden, der bis heute blieb. Die anderen Auswanderer aber liefen über die See. Dies waren nicht mehr jene ersten Siedler, die ins Ferne drangen aus einem Reich, dessen Kaiser noch den Traum der Weltordnung nährten. Sie entwichen aus dem Elend der Kleinstaatserei. Keine sendungshafte Auswanderung, eine Notauswanderung, wo der tapfere einzelne sein Brot suchte. Und diese Auswanderung dauerte viele Jahrzehnte.

Fragen wir darnach, welches Deutschtum im Ausland sich am besten bewahrte, so können wir feststellen, daß ein Unterschied besteht zwischen den Siedlungen, die aus der Fülle geistiger Sendung im Osten angelegt wurden, und jenen, die zusammenwuchsen aus Einzelsfahrern irgendwo in europäischem Ländern, wo der Sinn des deutschen Daseins nicht jahrhundertlang erlebt wurde wie im Osten, der für die Millionen, die über See gingen, einst aufnahmefähig gewesen wäre, hätte das Mutterland nicht versagt.

Die nachwirkende Folge dieses Versagens war es, daß deutsches Schicksal für die zerteilten Glieder des Volkes keine klare Einheit

mehr darstellte und sogar der Aufstieg des einen Volksteils für andere Volksgruppen Schädigungen mit sich bringen konnte.

Erst der Weltkrieg und seine Auswirkungen auf das deutsche Binnenland haben dazu geführt, daß der Mahnruf einzelner Männer und Vereine in Deutschland Echo fand; erst die Erneuerung des deutschen Wesens konnte die von den Vätern angehäuften Dämme vor der lebenden Wirklichkeit abbauen und das Volk selbst in den Mittelpunkt des Denkens und der Verpflichtung stellen. Damit beginnen wir auch seine Weite wieder zu sehen!

Begrüßen wir diese Entwicklung aus tiefster Seele, so müssen wir nochmals zurückblicken und feststellen, daß unser Volk seinem Drang zur Enge die Weite seiner Seele lange geopfert hat. Nicht das ganze Volk! Jene Siedler draußen in der Welt, besonders die im europäischen Osten, haben die deutsche Gesamtheit nie vergessen. Sie wären vernichtet worden, hätten sie nicht durch die versperrten Tore des Mutterlandes die Größe des Volkes gesehen und glühend, wenn auch oft verbittert, daran gehangen, daß sie ihm angehörten. Wer draußen zu solcher gläubiger Liebe die Kraft nicht mehr aufbrachte, versank. Die Friedhöfe kennen wir.

Wenn heute solcher Glauben und solches größeres Volksbewußtsein über das ganze Volk kommen wie das läuternde Feuer — so rückt das Volkstum selbst in die Mitte des Daseins. Dieser Wandlung hat Hermann Göring kürzlich in dem Geleitwort zu einem Buch über das Auslandsdeutschtum Ausdruck verliehen, als er schrieb: „Seit Jahrtausenden ist deutsches Volkstum in großartiger Hingabe an die kulturellen und materiellen Aufgaben, die sein Schaffensdrang sich stellte, über die Grenzen des eigenen Landes und Reiches hinweggeschritten und hat sein Können und seine Arbeit der Welt zur Verfügung gestellt. So erwuchs das Auslandsdeutschtum, und seine Geschichte erbrachte den lebendigen Beweis dafür, daß starkes Volkstum und sein Bekenntnis keine Bedrohung der Umwelt ist, sondern im Gegenteil Brücken schlägt zu aller Welt. Nur eine Zeit, die den Glauben an das eigene Volkstum verloren hatte, konnte das anders werten. Dem nationalsozialistischen Deutschland aber ist aus seinem fanatischen Glauben an das deutsche Volkstum heraus das Auslandsdeutschtum keine gedankliche Formel, kein leerer Begriff, sondern ein Stück des eigenen Lebens, durch-

blutet von dem Willen und Schaffen vieler Generationen volksdeutscher Menschen.

Nicht die Schwachen und Kleinmütigen waren es, die durch Jahrhunderte hindurch zu den friedlichen Heeren des Auslandsdeutschtums stießen; nicht diejenigen, die in der Ruhe alles Glück des Lebens erblickten bis zur Selbstbeschränkung und Knechtschaft. Nein, die Starken und Mutigen zogen hinaus, und ihr Herz nahm alles mit, was den deutschen Menschen stark und mutig macht. Gerade dadurch aber ist das Auslandsdeutschtum bei aller selbstverständlichen Treue zur neuen Heimat ein Kraftquell für die alte Heimat, der nie versiegen wird, so lange es mit ihr im Volkstum unzerreißbar verbunden bleibt. Als Gebender steht es also vor der Heimat, nicht als Bittender, und wer gibt, der kann auch fordern.

Die Forderung des Auslandsdeutschtums ist eine doppelte. Einmal verlangt es, daß das Reich und die Volksgenossen in der Heimat ihm die kulturelle Schutzarbeit zuteil werden lassen, ohne die es in der fremden Kulturwelt verkümmert, zum anderen aber erwartet es, daß der Strom deutschen Volkstums, den es immer wieder an die Heimat abgibt, dort aus tausend Bächen und Flüssen gespeist wird und so verstärkt und erneuert zurückfließt in alle Welt, überall dort hin, wo Deutsche leben und schaffen. Kulturelle Schutzarbeit und lebendige Verbundenheit im Volkstum sind also die Pflicht der Heimat gegenüber dem Auslandsdeutschtum.“

So sprach früher kein deutscher Staatsmann. Diese maßgebenden Äußerungen, die auch Mißdeutungen des gesamtdeutschen Empfindens entgegentreten, zeigen, daß dessen Einsatz für die Auslandsdeutschen eine Schutzaufgabe geistiger Art ist. Die lebendige Verbundenheit mit dem Auslandsdeutschtum, die vom Binnendeutschen gefordert wird, leitet zum Verständnis für die Schicksalsaufgaben der Auslandsdeutschen hin. Ja, was ist in einer Welt wacher und menschenreich gewordener weißer Völker, deren Recht wir achten, weil wir gleiche Achtung für uns fordern, heute noch der Sinn des Auslandsdeutschtums? Dieser dreißig Millionen, denen es nicht überall gut geht und deren Sendung, wenn sie noch eine haben, nur erfüllt werden kann, sofern sie Deutsche bleiben? Nun zunächst — eben Deutsche zu bleiben und darum werden sie darnach streben, daß kein Deutscher seines Vollrechtes mehr beraubt wird. Wir wissen: die Erfüllung dieser Forderung, die einst nicht einmal erhoben zu werden

brauchte, ist noch weit, denn heute gibt es kaum ein europäisches Volk, das in einzelnen seiner Teile so geknechtet ist wie das unsere.

Was sie verlangen, ist ein Recht, das allein ein gesundes Europa gewährleisten kann. Und da erinnern wir uns daran, daß der Osten Europas unserem Geiste sein Erwachen verdankt, seine Kultur, seine Städte, seine Freiheit, seine Rettung vor den zerstörenden Mächten des fernerer Ostens. All dies ist unser Ruhm. Unterdrückung der Menschen, die dieses schufen, bedeutet Abkehr von dem Wertvollen des Erdteiles. Wir standen dort draußen wohl zuerst für das deutsche Wesen, doch zugleich für etwas erst Dämmerndes, in uns schon Wirkendes, für den Erdteil, dessen Ordnung und Lebenshaltung die Welt in den letzten Jahrhunderten umschufen.

Ordnung ohne seelische Weite und Besinnung ist nicht dauerhaft. Ordnung muß sich nach den großen Gütern der Menschheit richten, wenn sie Gestalt finden will und Tiefe. Als unser Volk der Welt die Buchdruckerei schenkte und damit das Vermögen, die Güter der Besinnung zu sammeln und zu verteilen, vergingen nicht viele Jahre, bis die Ostsiedler aus der Heimat die neue Waffe übernahmen, die stärker ist als das Schwert, weil sie unser Wesen geformt, friedlich und millionenfach weitergibt: das Buch. Es wurde die wirksamste Waffe im Kampfe für den Erdteil und gegen den bedrohenden Osten! Vor einigen Jahren feierte in Kronstadt in Siebenbürgen eine deutsche Druckerei ihr 400jähriges Bestehen. Es gibt wenig Druckereien auf dem Erdrund, die sich eines gleichen Alters rühmen dürfen.

Trotz dem binnendeutschen Versagen vor den damaligen Möglichkeiten in Osteuropa lebte zur Zeit der Reformation noch eine wirkende geistige Gemeinbürgerschaft des deutschen Volkes. So weit war der Verfall noch nicht gediehen, daß ein Staatsbürgerschein Auskunft darüber hätte geben müssen, ob einer als Deutscher anzusehen sei oder nicht. Damals sprang mit einem Satz der geistige Erneuerungsstrom der Reformation bis in das von den Türken umklammerte Gebiet und Luther konnte noch unmittelbar, als wäre Siebenbürgen im Reichsverband und nicht durch Paschaliks in den Orient hineingeklemmt gewesen, Anteil nehmen an der Glaubenswandlung in diesem Waldland. Noch lebte ein Wissen darum, daß Deutschtum Blutsache ist und Bewußtsein. Und solche Weite des deutschen Geisteslebens ermöglichte es auch, daß das Buch in den trübsten Zeiten zur Klammer des Deutschtums wurde von Niga bis Basel, von Czerno-

witz bis Gent. In Menge entstanden Druckereien, wie einst Städte gegründet worden waren — nicht weniger wichtig als diese. Eine Welle geistiger Beeinflussung rann wieder durch den Osten.

Zugleich fuhren auf den polternden Wagen der Kaufleute die Bücher der reichsdeutschen Städte in den Osten. Mit der Bibel wurde dem deutschen Volke eine neue Provinz im Herzen vieler Völker erobert, selbst wenn diese der Reformation nicht beitraten; aber daß mit diesem Buche deutscher Laut und deutsche Art zu sehen in einer Zeit flügge wurden, wo die türkische Gefahr schon zum Angriff auf Wien ausholte, das war eine Seelenstärkung, eine zweite sendungshafte Auswanderung des deutschen Geistes. Auch hier hätte eine volksbewußte Reichsführung unendliche Wirkungsmöglichkeiten gehabt, aber sie glaubte Wichtigeres zu tun, indem sie die deutschen Religionskriege einleitete, an denen sich das Auslandsdeutschtum, hellhöriger für das völkisch Zuträgliche, so gut wie nicht beteiligte, obschon es von der Glaubensfrage heftig ergriffen wurde. Es gelang ihm auch hier einen Ausgleich zu finden zwischen Idee und völkisch Möglichem.

Die deutschen Druckereien im Osten blieben stehen, als Deutschland ein rauchender Trümmerhaufen wurde. In Riga und Kronstadt und an vielen anderen Orten wurden die Bücher gefalzt, die vornehmlich die Geistlichen schrieben. Neben die theologischen Werke traten bald auch schöngeistige Erbauungsbücher für das breite Volk, Schulbücher ferner, deren man im Osten viele bedurfte, wo das deutsche Volksschulwesen vielleicht im allgemeinen ältere Wurzeln hat als sonstwo, in Siebenbürgen jedenfalls so alt ist wie nirgend in der Welt. Dazu kamen Bücher der Rechtswissenschaft für die deutschen Freitumsgebiete. Zu gleicher Zeit entstanden für die anderen Völker, mit denen man siedelte, Schriften und auch diese wurden von den Deutschen zuerst geschrieben. Lange vor Herder, der sich in das Lied östlicher Völker vertiefte und ihr Erwachen ungeheuer belebte, haben vergessene deutsche Gelehrte des Ostens den Weg zur Seele der mit ihnen siedelnden Völker gefunden und ihnen in ihrer Sprache Bücher geschenkt. Und so wurden Deutsche für manche Völker auch die Schöpfer ihrer Schriftsprache. Fast durchwegs aber waren es Deutsche, die die Sprache jener Völker zum erstenmal druckten. Die Erzhandbilder dieser Männer müßten heute

in allen Hauptstädten des Ostens stehen als Dank an die Erwecker der Völker.

Hätte das deutsche Volk eine eigensüchtige Seele, diese Befruchtung wäre unmöglich gewesen. Dann hätten sich die Siedler kastenhaft abgeschlossen und ihre Künste geheim gehalten. Vorurteilslos legten sie lateinische, deutsche und anderssprachige Werke auf die deutschen Pressen. Für ganz Osteuropa, bis ins türkische Einflußgebiet, tief ins russische und polnische, vermittelten auslanddeutsche Pressen das Wissen der Antike, die Schätze der Bibel und des aufblühenden Humanismus, zu gleicher Zeit wie die westeuropäischen Pressen. Noch war der Schnitt zwischen deutschem Binnenland und Auslandsdeutschtum nicht tief geführt, noch stand das erste Reich mit seinem zwar nicht wahrgenommenen, aber doch geglaubten Herrschaftsanspruch wie eine Gipfelfwand des Schutzes über dem Osten, und so war wenigstens im geistigen Lebensbereich der Nation eine schöpferische Einheit des Denkens, Schreibens und Druckens, die wir nur mit Achtung betrachten können.

Diese Einheit des geistigen Lebens ist niemals ganz vernichtet worden; sie blieb wirksam auch über die deutschen Bruderkämpfe hinweg. In ihr allein äußerte sich lange Zeit hindurch die Verbundenheit deutscher Menschen. Allerdings der innere Zwist der Staaten und Landschaften war nicht ohne Einfluß auf das geistige Leben. Die Blickstellung verschob sich hier und dort nach den Forderungen der Macht. Die Zensur suchte den Volksleib aufzutrennen, die Religionskämpfe hatten das gleiche schon vorher in einem großen Seelenbereich durchgeführt. Und da trat nun ein, was ich erwähnte: zwar nicht das über die Kleinstaaten hinwegschwingende geistige Leben der Deutschen wurde vernichtet, aber das Wissen um die räumliche Ausdehnung des deutschen Volkes. Es verkümmerte allmählich nicht bloß im Staatlichen, sondern auch in den Menschen das Bewußtsein davon, was deutsch ist und wie weit es sich erstreckt. Der Kleinstaatliche Patriotismus verdrängte das deutsche Volksgefühl. Und da entstand im eigentlichen Sinne erst das auslanddeutsche Buch, das vom Binnendeutschtum unbeachtet lediglich für das Auslandsdeutschtum geschrieben war und von dem die Auslandsdeutschen allerdings immer gehofft haben werden, es möge auch in Deutschland Beachtung finden. In voller Eindeutigkeit ist diese Absonderung nie erfolgt. Ja, wir müssen den allgemeinen Beginn dafür

sehr spät setzen, nicht vor die Mitte des letzten Jahrhunderts, eher später. Natürlich hat es immer „auslanddeutsche“ Bücher gegeben, genau so wie es Bücher gab und gibt, die nur für eine reichsdeutsche Landschaft bestimmt sein können; denken wir an Gesesammlungen, Gesang- und Schulbücher. Aber daß geistige Errungenschaften allgemeiner Natur, daß Dichtungen nicht nur als unzulängliche örtliche Versuche von Dichterlingen, sondern als ernstzunehmende Bemühungen nicht mehr über das auslanddeutsche Gebiet hinausdringen konnten, weil eben das weitere 'deutsche Volk keine Ahnung davon hatte, daß es dergleichen überhaupt gibt — es war die letzte Folge davon, daß das deutsche Volk sich selbst nicht mehr sah. Diese Selbstentfremdung liegt nur wenige Jahrzehnte vor der Zeit der Wiederbesinnung. Unsere Großväter wußten davon noch nichts. Wer von ihnen etwas zu sagen hatte, was allgemeine Geltung beanspruchen durfte, der schickte seine Werke reichsdeutschen und Wiener Verlegern. Und der deutsche Buchhändler nahm, ohne Staunen über die Herkunft der Ware, aus Budapests deutschen Druckereien bis über die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts Verlagswerke, denn für ihn war Budapest noch eine geistig deutsche Stadt. Überall, wo damals der Doppeladler in dem noch ungeteilten österreichischen Einheitsstaat herrschte, war geistiges Deutschland. Die Leipziger Bücherballen rollten in die letzten kleinen Standorte des österreichischen Heeres und wurden, wie ich bei Erzählungen meiner ältesten Verwandten noch miterleben konnte, gierig nicht bloß von Deutschen, sondern von allen Gebildeten verschlungen. Die Unterhaltungsrömane der „Gartenlaube“ haben seelische Erschütterungen auch hier hervorgerufen. Der Wirkungsduchte des deutschen Lautes leisteten auch sie Unterstützung. Noch einmal schien unter dem altösterreichischen Zepter, nun von der deutschen Sprache her, die die Amtssprache des Staates und aller Gebildeten gleichgültig welchen Volkstums war, der ganze Südosten vor einer deutschen Befruchtung zu stehen. Es war die Zeit, wo auch in Kurland ein geruhiges deutsches Leben die letzten Früchte erntete. Dieses Aufglänzen, so bald es auch dämmern sollte, war kein Scheinglanz, denn durch die überragende Macht des deutschen Buches, das die Hülle der Klassik hinausfrachtete in den Osten, griff deutsche Tiefe werdend nach jedem Volke. Und sie erweckte die Völker und führte sie auf sich selbst zurück.

(Schluß folgt)

Für den Südosten schlug die jähe Wendestunde in dieser Entwicklung mit der Machtteilung in Österreich, die nach dem verlorenen Krieg von 1866 den Ungarn gewährt werden mußte; für den russischen Bereich mit dem Anwachsen der slawischen Unduldsamkeit einige Jahre später; und für den ganzen Osten damit, daß das zweite Reich der West- und Mitteldeutschen unter dem Zwang der Zeit kleindeutsch war und das Ostdeutschtum staatlich und gefühlsmäßig abschoß. Das auslanddeutsche Buch rückte nun aus seiner Aufgabe der geistigen Erweckung anderer Völker vornehmlich in die Rolle des Schützers des auslanddeutschen Lebens. Es wurde aus einer Waffe für die Weltbedeutung des deutschen Geistes in erster Linie zum Wahrer des Bestandes der Auslanddeutschen selbst. Die Zeit war dahin, wo in Budapest verlegte Bücher deutscher Dichter wie etwa Stifters ihre Reise in die Unsterblichkeit antraten, denn in Ungarn, wo hunderte deutscher Schulen geschlossen wurden, verlegte man bald wenig deutsche Bücher von Gewicht. Es mußte als ein Segen betrachtet werden, daß reichsdeutsche Bücher noch den Weg zu den Auslanddeutschen fanden. Der umgekehrte Weg war nur in seltenen Fällen gangbar.

Das Deutschtum östlich des zweiten Reichs erlitt niemals so große Verluste wie in den Jahrzehnten vor dem Weltkrieg, wenn von diesen selbst und seine Nachwirkungen außer Acht lassen. Als das zweite Reich die Weltmeere befuhr, als es Macht gehabt hätte, den Ostjammern der Deutschen auf diplomatischem Wege zu verhindern, als das Überseedeutschtum langsam zum Bewußtsein seiner selbst erwachte, da es die deutsche Flagge so stolz wehen sah, wie wenn sie über allen Deutschen schützend geweht hätte — damals verloren die Deutschen Ungarns mit Ausnahme der Siebenbürger durch die Staatsgewalt ihr ganzes geistiges deutsches Leben, Schulen, Theater und Wissen. Bücher, die sie zur Besinnung hätten aufrufen können, gab es noch wenige. Sie wurden erst kurz vor dem Kriege geschrieben. Aber ein Rest deutscher Buchwelt und damit deutscher Volkswelt blieb überall bestehen in den Kalendern, in Erbauungs- und Gesangbüchern. Kleine Druckereien des Ostens stellten sie her. Manche kamen auch aus dem Reich. Dort aber, wo einst durch Jahr-

hunderte aus dem Sendungsgefühl der Siedler Freiheitsrechte bestanden hatten, die nach 1866 auch zertrümmert wurden, im Baltensland allerdings noch weiter blieben, wuchs das auslanddeutsche Buch zu jener Bedeutung, die wir erst heute würdigen können, nachdem es nun auch in das Reich eindringt und zweierlei erkennen läßt: einmal, daß ohne dieses Buch die festesten deutschen geistigen Bastionen im Ausland, die siebenbürgische und baltische, kulturell untergegangen wären, und zweitens, daß dieses Buch der völkischen Besinnung auch der Baustein zu einer gesamtdeutschen Besinnung ist.

Es ist bezeichnend für die Kraft, mit der sich die deutschen Siedlungen Siebenbürgens gegen die Ungunst der Zeiten aufbäumten, daß sie vorwiegend Bücher kauften, die das Volk selbst zum Mittelpunkt hatten, dessen Geschichte und Brauchtum. Es entstanden damals die Sammlungen der deutschen Sagen, Märchen, Lieder und die Geschichtsschreibung der siebenbürger Sachsen, es entstanden nach dem Beispiel großer wissenschaftlicher Institute Landeskundevereine und Forschungsstellen. Sie nahmen in einer Zeit, wo die anderen Völker nicht mehr der deutschen kulturellen Führung zu bedürfen meinten und diese Aufgabe des Auslandsdeutschtums nur begrenzt in Geltung blieb, die Werke der Bestandaufnahme über das innere Leben dieser deutschen Volksgruppe in langen Reihen in wissenschaftliche Archive und Sonderveröffentlichungen. Die Liebe der Deutschen zum Heimatlichen — im Ostdeutschtum sich früher hauptsächlich darin äußernd, daß es gegen äußere Gefahr ehern Widerstand bot — wurde nun zum Segen und hatte hier einen tiefen Sinn. Sie häufte das Rüstzeug auf für die neuen Kämpfe, in denen man stand und die gefährlicher waren als die einstigen, weil sie das Deutschtum ganz zu vertilgen, von innen auszuhöhlen trachteten. Bei der Sammlung des eigenen Wesensbestandes entdeckte man ein vielfältiges Volksleben, den mannigfachen Seiten des Lebens anderer Völker mindestens gleichwert. Stolz und Kraft wuchs daraus. Und zugleich der Blick für die praktische Handhabung der neuen Waffe. Es kam zur Gründung von vielen Berufsverbänden, und das Buch, das diese herausgaben, nahm mit den neuen Zeitungen und Zeitschriften einen großen Raum ein und diente unmittelbar dem alten Siedlungsziel, durch bessere Leistungen auch auf wirtschaftlichem Gebiete beispielhaft zu leben.

Diese Entwicklung zum auslanddeutschen Schrifttum in der breiten

Fülle eines Volksschrifttums war allerdings nur wenigen Siedlungsgruppen beschied, eigentlich nur dem siebenbürgischen ganz. Bei den Balten trat infolge des Fehlens einer Bauernschaft eine allgemeinere geistige Fragestellung in den Vordergrund und konnte dabei an Wurzeln anknüpfen, die die Universität in Dorpat bot. In beiden Siedlungen aber regte sich auch neben dem wissenschaftlichen und dem Berufsschrifttum das schöngeistige, unzulänglich wohl, aber wach und deutsch.

Neben solchen Erneuerungsanzeichen allerdings breitete sich die Deutschendämmerung in Ungarn aus, hatten die meisten Städte in Polen längst ihr deutsches Leben verloren. Was da und dort aus geistigen Bemühungen zum Buche wurde, war nach Thema und Darstellung meist nur örtlich bedeutsam, gewiß nicht unwichtig, gewiß auch eine Waffe für das Bestehen der verstreuten Inseln, aber ohne tieferes Echo und auferweckende Gewalt.

Die Bücher Adam Müller-Guttenbrunns riefen die Aufmerksamkeit Deutschlands zuerst auf diese Not. Sie wurden zu Mittlern zwischen vergessenen Brüdern und der Urheimat. Auch die siebenbürgische wissenschaftliche Literatur fand allmählich Beachtung in begrenzten reichsdeutschen Kreisen. Dies führte dazu, daß die Auslandsdeutschen gewissenmaßen wieder entdeckt wurden und deutsche Vereine die Entdeckung zu pflegen begannen. Wer aber wußte damals schon etwas davon, daß auch in Übersee, in den fernsten Kolonien in Amerika oder Afrika, daß an der Wolga deutsche Bücher gedruckt wurden, wer hatte noch einen Blick für das deutsche Verleger-tum in Petersburg? In diesen abgesprengten Inseln entstand meist Lesestoff für das einfache Volk, Kalender, Gesangbücher, Zeitungen, Bibeln und Erbauungsschriften, aber daneben auch Gedichte, auch mundartliches Schrifttum. Niemand wußte es, weder im Ostdeutsch-tum, noch im Reich, wie ungeheuer weit der Raum des deutschen Schrifttums noch immer war. Es war ein Schrifttum der Heimat, der Selbsterrettung, sicherlich nicht ohne größeren Ehrgeiz, aber von vornherein zum edlen Verzicht bereit, nur der Sache zu dienen mit den eigenen bescheidenen Mitteln und keinen Ruhm davon zu haben. Sie haben alle keinen Ruhm davon gehabt außer dem, daß in so weit liegendem Volksboden auch das stümperhafte deutsche Wort auf weißem Papier volkwichtiger war als das schönste Englisch oder Russisch, das dort deutsche Menschen lasen.

Es ist angesichts dieser geistigen Bescheidung ein Zeichen starker Sicherheit und Lebensfülle, daß in Siebenbürgen die zweckbezogene Literatur nach der Jahrhundertwende ins Allgemeine ausgeweitet werden konnte und ein Adolf Meschendörfer Mut und Fähigkeit aufbrachte, künstlerisch hohe Maßstäbe für die Dichtung der Sachsen zu fordern. Und daß er dabei Zustimmung fand! Was nur die Balten infolge ihrer adligen und bürgerlich bevorrechteten Lage vermocht hatten, ihren geistigen Leistungen europäische Gültigkeit zu geben, jetzt wurde es auch hier, nachdem es im wissenschaftlichen Schrifttum längst erreicht worden war, von der Dichtung verlangt und in Anfängen erfüllt. Erst die Nachkriegszeit brachte die Ernte solcher Zucht.

Der Weltkrieg brach in das ausländeutsche Schrifttum wie ein Wolf in die Hürde. In zahlreichen Gebieten starb es für immer, sank in anderen unscheinbar zusammen, entzündete sich hier an der reichsdeutschen Kriegsbegeisterung für kurz, verkümmerte dort. Mehr als das Lebensnotwendige, als Bücher des praktischen Daseins wurden kaum gedruckt und selbst diese meist nicht.

Das Schicksal der Auslanddeutschen, verschiedenartig und widerspruchsvoll, war im Kriege umso härter, als viele in fremden Heeren dienten. Deutsche kämpften an allen Fronten hüben und drüben, und dieses Los wurde viel bitterer empfunden als einst, denn die Machtentwicklung des zweiten Reichs hatte den Stolz der Auslanddeutschen überall angefacht, hatte sie bewußter gemacht, sofern sie nicht durch besondere Umstände taub gehalten worden waren. Die Keime zur Volksbesinnung der Deutschen auf dem Erdenrund waren vom Glanz des Reiches unbewußt gefördert worden. Noch mehr befruchtend wirkte auf das Auslanddeutschtum nun der deutsche Soldat, der durch die östlichen Gebiete marschier-

te und staunend vor den deutschen Dörfern stand, selbst zum ersten Male begreifend, daß mit dem Reichsbürgerschein das deutsche Volk nicht erfaßt ist. In ihm und im Auslandsdeutschen wuchs damals die Frage, die bis heute in unsern Herzen nachhallt: welchen Sinn hat es, daß unser Volk hinauswanderte in die Welt, kein Genügen fand in der Heimat? Welchen Sinn, daß seine Landnahme im Osten von der Hauptmasse des Volkes vergessen wurde? Welchen Sinn, daß Land, das den Deutschen zuwuchs aus der Gnade der Geschichte und der eigenen Volkskraft, durch deutsche Zwietracht im Rücken der Vorposten verloren ging? Welchen Sinn fassen wir in all dem zusammen zur)

Einheit unseres Volksschicksals? Wie begreifen wir es als gemeinsames Los?

Die Frage hallte nach, als der Krieg zu Ende ging, und hat ununterbrochen Nahrung gefunden, weil nun die Lage des Auslandsdeutschtums in vielen Gebieten grauenhaft wurde. Der Notruf tönte herüber vom Süden und Westen und Osten. Er mußte gehört werden. Die Frage blieb und hat die innere Wandlung des deutschen Menschen wesentlich mitbestimmt. Ahnungshaft begreifen wir wieder den Sinn unserer Volksverstreung als eine Sendung des Wertes, dem wir in der Welt zu dienen haben; als Weg zu einer Ordnung, die die Eigenständigkeit und Eigenrechtlichkeit jedes Volkes wirklich und nach seiner Bedeutung sichert. In dieser Ordnung liegt die Grundlage eines neuen Zeitalters, dessen Kämpfer die Deutschen immer mehr werden, seitdem das Dritte Reich entstand. Aus dem Erlebnis des Krieges wuchsen diese Ziele, die das Wissen um das Auslandsdeutschtum mitförderte. Das vergossene Blut war auch hier das heilige Maß der Besinnung. Wer aber nach den Gliedern seines Volkes Ausschau hielt, mußte zu Büchern greifen, zu jenen, die über die Auslandsdeutschen in immer größerer Zahl geschrieben wurden, und zu den Büchern der Auslandsdeutschen selbst. Er fand damit eine Weite des deutschen Volkes, die auch die Auslandsdeutschen staunend erst jetzt ganz erkannten. Die angefachte Forschung fand ein Schrifttum vor in solcher Größe und Mannigfaltigkeit, daß es allein der Stolz manchen Volkes sein könnte. Es zeigte sich, daß die Arbeit der Volksentdeckung in diesem Schrifttum schon getan war. Wir wären nicht halb so weit mit unserer heute fast lückenlosen Kenntnis der auslandsdeutschen Gebiete, wenn wir deren Eigenschaft zum Schrifttum nicht zur Hand gehabt hätten, als wir es suchten. Von den Auslandsdeutschen drang damit jener Geist des gesamtvolklichen Denkens in Deutschland ein, der zu den Wesensmerkmalen der Volksbesinnung gehört. Weite mußte daher kommen, wo sie ist. Volksbewußtsein daher, wo es bedroht wird und bewährte Haltung voraussetzt. Diese Gabe an die Urheimat ist ein Ehrentitel der Auslandsdeutschen.

Indessen erschöpft sich damit der Segen des volksdeutschen Erwachens noch nicht. Wir haben den deutschen Soldaten beschworen, der durch auslandsdeutsche Gebiete marschierte, und nun können wir nach 1918 sehen, wie auch diese Landschaften seine graue Gestalt

überspringt den Begriff des auslanddeutschen Schrifttums und verbindet es mit dem gesamtdeutschen zu einer Einheit.

Diese Einheit soll nicht getrennt werden. Gewöhnen wir uns daran, daß auslanddeutsches Schrifttum nicht als Sonderschrifttum in den Besitz des Volkes treten darf. Es soll nicht — wie dies ein auslanddeutscher Dichter aussprach — mit der Marke auslanddeutschen Spezialistentums behängt und wissenschaftlich beziffert zu den Älten wandern. Auslanddeutsches Schrifttum ist deutsches Schrifttum, wenn wir das Deutsche so weit sehen wie seine Glieder reichen. Was da ein Südtiroler oder Balte aus innerstem Erleben zu sagen weiß, was von der Übersee herübergrüßt als Gedanke und geformtes Wort, ist in die Seele des ganzen Volkes hineingerufen. Ohne diese Bücher kann das deutsche Wesen in seiner Lagerung und Ausdehnung nicht mehr begriffen werden. Ohne es zu beachten als einen Ausdruck der deutschen Seele, ist diese selbst nicht mehr faßbar.

Gewiß wird jede Landschaft — ich erwähnte es schon — ihr nur örtlich bemerkenswertes Schrifttum haben müssen, aber wir meinen nicht diese Bucherzeugung, so wichtig sie sein mag, wir meinen die Stimme, die Aufschluß gibt über das, was alle Deutschen angeht, deren Standort aber im Ausland ist, das somit als deutscher Volksboden auch zu klingen beginnt und als solcher aufgenommen werden soll. Eine Forderung sei hier erhoben: das geformte Wort der Auslanddeutschen, das um Aufnahme in das gesamtdeutsche Schrifttum anpocht, muß dessen würdig sein. Es darf die gute Gesinnung nicht schon für eine gute Leistung angesehen werden. Es wird auslanddeutsche Landschaften geben, die dem Volke viel zu sagen haben und ihr Schicksalsruf verdient Beachtung, aber in den Rang der Dichtung darf nur erhöht werden, was sich selbst dazu erhob. Als wissenschaftliches Werk darf nur gelten, was sich selbst dazu das Recht schuf. Deutschland soll sich der Stimme der Auslanddeutschen nicht verschließen, aber als Vermahrer der größten geistigen Leistungen unseres Volkes lege es an die auslanddeutschen Leistungen das gleiche Sichtsmaß wie an die eigenen. Erst durch diese Strenge wird Deutsches deutsch gewürdigt und nicht herabgedrückt auf die Ebene der Fürsorge.

Nur so wird, was das Auslanddeutschtum allen bringt, alle bereichern. Unter „allen“ meinen wir wirklich alle, so wenig dies auch noch erreicht wurde, denn es gibt Millionen Deutsche, die wohl etwas

von der Weltfiedlung ihres Volkes hörten, aber weder die geschichtliche noch die gegenwärtige Lage der Auslandsdeutschen kennen, begreifen und ins eigene Volksgefühl eingeschlossen haben. Ihre heimatisch gebundene oder im besten Falle staatsdeutsch bestimmte Anschauung vom deutschen Volke ist durch ihre Entdeckung der auslandsdeutschen Siedlungen noch nicht umgepflügt worden. Sie sehen die Auslandsdeutschen als einen beachtenswerten, aber fremden Teil des Volkes und sind weit davon entfernt, Glück und Not dieser Deutschen als eigene Sache zu empfinden.

Erst wenn das gesamtdeutsche Volksgefühl so weit gefestigt ist, daß der unbekannte Mann in der Masse, die Frau und das Kind unter einer Rechtsverletzung der Auslandsdeutschen widerfährt, wie unter einem selbst erlittenen Schlag zusammenzuden, erst dann hat das auslandsdeutsche Schrifttum die Tiefen der Volksseele befruchtet, erst dann wird es überall ein gesamtdeutsches Erleben, eine gesamtdeutsche Haltung und lebendige Verbundenheit geben. Und dann ist eine Knechtung deutscher Menschen unmöglich, denn niemand wird Deutschen Unrecht tun, wenn dieses zu einem Empörungsturm führen muß, der den ganzen weitgestreckten Volksleib über die Erdteile hinweg ergreift, wenn die Ehre der Unterdrückten als Ehre des ganzen Volkes empfunden wird! Erfüllen sich die heutigen schönen Anfänge, so schenkt uns die Zukunft sicherlich eine solche Gemeinbürgschaft, durch die die überall beispielhafte Pflichterfüllung der Auslandsdeutschen gegenüber ihren Staaten nur noch mehr gefördert werden würde. Erst mit einer solchen Gefühlsverbundenheit des deutschen Volkes wird die Achtung vor ihm überall unantastbar und die deutsche oft erhobene Forderung auf Unantastbarkeit auch jedes anderen europäischen Volkstums siegen. Unser und Europas Schicksal werden unmittelbar davon berührt.

Und noch eines: die Auslandsdeutschen haben ein feines Empfinden für die selbstverständliche Würde des Völkischen. Sie spüren sofort, wenn es sich nur in Worten erschöpft, denn ihr Deutschtum wäre dahin, bewährte es sich nicht täglich schweigend. Sie leben in einer starken Wirklichkeit und jede Volksgruppe hat ihr heimatisch verschiedenes Gesetz. Jede muß auch den Einklang finden zwischen Staats- und Volksgebundenheit, einen Einklang, der oft unsagbar schwer ist und den Binnendeutsche nicht verstehen könnten, wenn sie der Ausweitung ihres Blicks auf die Brüder draußen nur durch Be-

kenntnisse genügen wollten. Sein gesamtdeutsches Volksgefühl bewährt nur, wer die auslanddeutsche Lage vorurteilslos nach- und mitzuempfinden bereit ist. Und auch hierzu bietet die auslanddeutsche Dichtung den besten Weg. In die Kammern der Wirklichkeit dringt keine Wissenschaft und kein Studium so weit vor wie die Erschütterung durch das dichterische Wort der Auslandsdeutschen, das durchaus nicht nur ein politisches sein muß, sondern unser Menschentum durch Menschliches bereichern soll. Es ist eine Besenkung unserer Seele, wenn wir durch diese Dichtung fühlen lernen, wie die Tannen der Karpathen rauschen, wie der Wind an den baltischen Küsten klagt, wie die Glut in Deutschsüdost sengt, wie Wolgalieder klingen, wie Zungen unseres Bluts mit Kindern anderer Zunge spielen und sich schon in diesem Alter Volk von Volk sondert, aber beide eine Möglichkeit des Nebeneinanderlebens finden — Erkenntnisse, die einem Binnendeutschen durch eigenes Erleben unmittelbar nicht zuwachsen. Es kann der Volksseele nur Gewinn bringen, wenn ihr Weltbild größer wird im Nacherleben deutschen Schicksals und deutscher Leidenschaft unter fernen Himmeln, und wenn sie durch die wolhynischen Wälder oder die südbanater Steppe schreiten lernt wie durch eine Landschaft am Rhein und dabei die ganze Spannung jener volksbunten Gegenden bewußt miterlebt und in sich aufnimmt als eine Lebensform, die unserem Volke ebenso aufgegeben ist wie die der Alpen, der Großstädte oder der märkischen Seen.

Und damit hätten wir das Letzte ausgesprochen, was wir von der auslanddeutschen Literatur ersehnen, wenn sie unser ganzes Volk in seiner Tiefe anrührt.

So weit sind wir noch nicht. Doch wie in den Jahren vor dem Weltkrieg die Siebenbürger Sachsen eine Bestandsaufnahme ihrer Volksgüter vornahmen in entscheidenden Werken des Schrifttums und daran Mut und Sinn ihres Schicksals wieder fanden, so nimmt heute das ganze Volk mit der Einkörperung des bedeutsamen auslanddeutschen Schrifttums sich selbst wieder in Besitz, bekennt sich daran und erkennt, wie weit es sich erstreckt. Es ist ein Unterschied zwischen Menschen, die ihre Gemeinschaft mit einem Dorf, mit einer Landschaft, mit einem Klein- oder einem Großstaat oder aber mit den weit über die ganze Welt gesandten, Räume ungeheurer Breite überschwingenden Wirkungsstätten ihrer Art begrenzt sehen. Enge und Größe eines Volkes entscheidet sich auch an der Kraft zur Weite

nicht vergaßen. Wenn damals im Banat, ja selbst in den ungarisch verbliebenen Gebieten, deutsches Leben geradezu aus den Gräften auferstand, in wenig Jahren mancherorts nicht nur der Verlust von Jahrzehnten wettgemacht wurde, Schulen und Vereine wieder blühten, so ist auch hier der Sämann der Krieg gewesen und das Buch sein bleibender Nachhelfer.

Es gab nach 1918 deutsche Landschaften im Ausland, die monatelang vom geistigen Leben des Reiches völlig abgeschnitten waren. Sie schufen sich in wenigen Wochen Ersatz dafür durch eigene Bücher. In Siebenbürgen vor allem entstand eine Hochflut schöpferischer Bemühungen. Sie verebbte mit der Wiederöffnung der Grenzen zum Teil und führte Jahre später zu Werken, die im gesamtdeutschen Raum Heimplatz fanden.

Doch diese Erfüllung hat schon einen anderen Quellgrund. Das deutsche Erleben selbst fand hier Ausdruck, genau wie im Reich Dichter und Denker nach der Bedeutung dessen suchten, was das Volk in seinen Schicksalsjahren erlitten hat. Die Zahl der Fragesteller war im In- und Ausland größer als je, der räumliche Bereich der auslanddeutschen Literatur breiter als früher. Es traten nicht nur Landschaften wie das Banat an die schöpferische Seite alter auslanddeutscher Schrifttumskreise, sondern auch Länder, die infolge der Friedensverträge unter Fremdherrschaft gekommen waren, erhoben ihre Stimme. Neue auslanddeutsche Stimmen in Böhmen, Südtirol, in der Bukowina und im Elsaß. Ja, in mancher Hinsicht erscheint uns heute selbst Österreich und die Schweiz auslanddeutsch. Welche Fülle von Fragen wurden da aufgeworfen; neben den ewig menschlichen Fragen des Herzens, der Liebe, des Einzelschicksals, der Leidenschaft, auch die Fragen des Volksschicksals, und die Antwort darauf fiel nicht nur im Dichtwerk, auch in wissenschaftlichen und erzieherischen Büchern. Und weil die Fragen aus heißem Erleiden gestellt worden waren, griff die Antwort tief. Damit ist das auslanddeutsche Schrifttum neuschöpferisch für das gesamtdeutsche Volk geworden. Es ist nicht mehr nur Waffe der Selbstbewahrung einzelner Siedlungen, es ist zukunftsweisend und geschichtsdeutend. Wir wollen die Namen hier nicht aufzählen, die genannt werden könnten, die österreichischen, die baltischen, siebenbürgischen, böhmischen und südtiroler. Sie sind Allgemeingut des deutschen Volkes. Ihre Leistung

und seine Achtung in der Welt an seiner Treue zu sich selbst. Deutsches Volk ist aber nicht auf eine Landschaft und nicht auf einen Staat beschränkt, sondern in die Weite von Gott gestellt. Dies zu erkennen, ist uns übertragen. Das Erkennen fällt in eine trübselige Stunde, wo sich aus dem Dunkel des Niedergangs die Ziele der Besinnung aufgerichtet haben, unter denen der Sinn erglänzt, der in unserer Volkslagerung ruht. Es ist der Sinn — noch einmal sei es ausgesprochen — des werthhaften Lebens nicht nur zu eigenem Gewinn, sondern zum Segen der Menschheit, deren Bedrohung durch zerstörende Kräfte gerade heute offenkundig ist.

Darum ist es eine Notwendigkeit, daß im ganzen weitgestreckten deutschen Volksleib das Selbstbewußtsein wach und selbstverständlich sei. Dem dient das auslanddeutsche Schrifttum hier und draußen als unentbehrliche Waffe. Nehmen wir seine neue Blüte als ein Zeichen dessen, daß Weite und Liebe zur Heimat, daß die beiden schöpferischen Anlagen unseres Volkes sich in fruchtbarer Einheit vermählen wollen und daß diese nicht nur uns, sondern dem europäischen Gewicht in der Welt dient.

Heft 8/9/10/1937, Seite 286-298, 340-349

Berichte, Glossen, Lob und Tadel - 1937

Deutsches Volksempfinden. Im vorigen Jahr wurde der Deutschenführer Ungarns Dr. Bascz zu fünf Monaten Gefängnis und drei Jahren Ehrverlust verurteilt, weil er ausgesprochen hatte, daß ein Deutscher, der seinen Familiennamen madjarisiere, nicht wert gewesen sei, ihn getragen zu haben. Das höchste Gericht Ungarns sah in diesem Wort, wie wir im Juliheft 1936 berichtet haben, eine „Schmähung der ungarischen Nation“, was allerdings die Umwelt nicht davon abhielt, die Angelegenheit genau umgekehrt zu beurteilen und die Deutschenbehandlung in Ungarn sehr genau unter die Lupe zu nehmen, um so mehr, als die Führer ungarischer Minderheiten in anderen Staaten Namensänderungen ihrer Anhänger genau so wie Bascz ablehnen und deshalb noch nie ins Gefängnis wandern mußten.

Das Aufsehen, das das Urteil erregen mußte, weil man darin eine Bestätigung der Madjarisierungspolitik durch eine höchste Autorität Ungarns sah, hat wohl schließlich die Begnadigung Basczs herbeigeführt, der allerdings schon vier Monate seiner Strafe abgesehen hatte. Doch dadurch wurde die auf Ungarn einmal hingelenkte Aufmerksamkeit nicht abgeschwächt. Bis nach Brasilien drang die Kunde vom Budapest Urteil, wie eine Drucksachensendung beweist, die jüngst in Deutschland eintraf. Auf dem Umschlag klebte neben der Postmarke ein Kopfbildnis Basczs mit den Aufschriften „Ungarische Nationalitätenpolitik. — Wer seines Vaters Namen nicht ehrt, ist auch seiner Ahnen nicht wert“ und „Dr. Franz Bascz 5 Monate Kerker“. Ein Deutscher in Porto Allegre hatte dieses Zeichen seiner Anteilnahme am Schicksal eines Erdteils und Meere weit entfernten Volksbruders in die Welt geschickt. Es steht nicht ganz schlecht um das Wachsen des deutschen Volksempfindens, wenn ein Deutscher in Brasilien vom Unrecht, das ein Deutscher in Ungarn erlitt, berührt wird und sich verpflichtet fühlt, für ihn einzutreten. Sein Beispiel wird Schule machen, denn es gibt manchen Fall Bascz und jeder befruchtet das deutsche Gemeinschaftsgefühl!

Kh 4/1937, Seite 154

Heinrich Jillich

Dichtertreffen bei Hans Grimm. Auf seinem Besitztum in Lippoldsb-
berg an der Weser versammelt seit vier Jahren während einer Som-
merwoche Hans Grimm alljährlich einige deutsche Dichter zu gesel-
liger Aussprache und zu Lesungen. Diesmal fiel das Treffen in
die ersten Julitage. Es nahmen daran teil Paul Alverdes, Rudolf
G. Binding, Friedrich Bischoff, Hans Carossa, Hermänn Claudius,
Edwin Erich Dwinger, Paul Fechter, Georg Grabenhorst, Karl Benno
von Mechow, Rudolf Alexander Schröder, August Winnig und Heinrich
Zillich, außerdem einige ausländische Literaturhistoriker, so z.B.
die Germanisten der Universitäten Oxford und Cambridge, Mr.
Bennet und Mr. Blundon, Professor Gabetti vom Institut "Casa
Gorthe" in Rom und Professor Heuser aus Newyork.

Der Höhepunkt der Dichterwoche war wie immer die öffentliche
Lesung im Klosterhof vor den vielen Tausenden, die zum Teil von
weit herbeigeströmt waren, um Grimm und seine Gäste zu vernehmen
und zu sehen. In diesem Zustrom unzähliger Menschen aller Kreise
äußert sich etwas Außerordentliches und zugleich sehr Deutsches,
denn wo und in welchem Volke geschähe es noch, daß Tausende zu
Fuß, zu Wagen, im Sonderzug und in vielen Omnibussen herbeieilen,
um an einem heißen Nachmittag im Hof eines alten Zisterzienser-
klosters Gedichte und Erzählungen anzuhören? Hier antwortet
wirklich das Volk seiner Dichtung!

Am Vormittag fand zunächst eine musikalische Feierstunde in
der Kirche statt, bestritten von der Akademischen Orchesterver-
einigung Göttingen (Bach: "Kunst der Fuge" und eine seiner Motet-
ten). Die Lesestunde am Nachmittag bot abwechselnd alte Musik
und Dichtungen. Die Einleitungsworte sprach Hans Grimm, dann
lasen aus eigenen Werken Schröder, Alverdes, Winnig, Claudius,
Bischoff, Carossa, Zillich und Binding. Drei Stunden dauerte die
Lesung und keine Sekunde lang riß die innige Verbindung zwischen
Dichtern, Musikern und Zuhörern ab.

Am letzten Tag der Dichterwoche traf der Dekan der Philo-
sophischen Fakultät der Universität Göttingen, Professor Dr.
Hans-Oskar Wilde, in Lippoldsb-
berg ein und überreichte vor den
noch anwesenden Dichtern Heinrich Zillich die Promotionsurkunde
zum Ehrendoktor der Philosophie der Universität Göttingen.